

Das Märchen von der Rechnung über 18 Millionen

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **10 (1934)**

Heft 19

PDF erstellt am: **20.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-754633>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Märchen von der Rechnung über 18 Millionen

VON U. J. E.

Diese Geschichte ist eine der eigenartigsten und ergreifendsten aus den vielen tragischen Schicksalen russischer Emigranten.

Bei Ausbruch der bolschewistischen Revolution befand sich der reiche russische Kaufmann K. mit seiner Frau in einer kleinen südrussischen Stadt. Eines Tages erfuhr er, wie zu jener Zeit Tausende, ja Millionen anderer Russen aus bürgerlichen Kreisen, daß sein Haus in Petersburg (das er zur Hälfte mit seinem Schwiegervater bewohnte), die Güter in den verschiedenen Gouvernements, das Geld auf der Bank, mit anderen Worten, daß alles, was er besaß, von der neuen Regierung beschlagnahmt worden war. Ueber Nacht war er mit seiner Familie dem Schicksal eines Bettlers ausgeliefert.

Der Enteignungsdrang der neuen Machthaber steigerte sich damals ins Groteske. Ein Dekret des Soldatenrates der kleinen Stadt, in der K. nun mit seiner Familie lebte, ordnete an, daß jeder, der nicht zu der Partei gehöre, verpflichtet sei, innerhalb von drei Tagen nicht nur alle Wertsachen, Schmuck und Silber, sondern darüber hinaus Kleider und Wäsche an die zuständigen Stellen abzuliefern. Jede Person war berechtigt, nur ein Kleidungsstück und je ein Paar von der unentbehrlichen Leibwäsche zu behalten. Am dritten Tage begannen zur Kontrolle die Haussuchungen. Jeder, bei dem man eine der abzuliefernden Sachen fand, und mochte es nur ein drittes Hemd sein, wurde nach der Tscheka gebracht, und es erwartete ihn in den allermeisten Fällen ein grausames Ende.

Während der Haussuchung bei der Familie K. fand man einen einfachen, billigen Löffel. Jedes Kind sah sofort, daß er aus Aluminium war, doch der leitende Kommissar erklärte, der Löffel sei aus Silber und von der Familie K. absichtlich nicht abgeliefert worden. Herr K. wurde daraufhin verhaftet, nach der Tscheka gebracht und blieb dort 20 Tage in Haft.

Als er endlich entlassen wurde, fand er seine Familie nahe am Verhungern und in furchtbarem Zustande. Seine Frau war so schwach, daß sie sich kaum bewegen konnte; sein Schwiegervater lag im Sterben und starb in der Tat bald darauf. — Eine Möglichkeit, Arbeit zu finden oder

sich sonst Geld zu verschaffen, um irgend etwas Eßbares zu kaufen, gab es nicht. Auch waren normale Lebensmittel gar nicht aufzutreiben oder nur zu horrenden Preisen. Wenn man schon in der Lage war, etwas zu kaufen, so waren es meistens Ersatzprodukte, die nicht nur nicht nahrhaft, sondern geradezu gesundheitsschädlich waren.

Da K. in dem Ort nicht weiter bekannt war, kam er auf den eigenartigen Einfall, den Soldatenrat davon zu überzeugen, daß er ein Gelehrter und Wissenschaftler sei, daß er in Petersburg eine große Bibliothek besitze, ohne die er nicht arbeiten könne, und daß er daher unbedingt nach der Hauptstadt reisen müsse. Seine Angaben wurden auf eine Art geprüft, die man nur als eine Komödie bezeichnen könnte, wenn das Ganze nicht von so tragischen Umständen begleitet wäre. Er wurde nämlich einem Examen unterzogen, wobei er seine wissenschaftlichen Kenntnisse beweisen sollte. Er begriff sofort, mit wem er zu tun hatte und leierte irgendwelche lateinischen Worte herunter, darunter die noch in der Schulzeit auswendig gelernten lateinischen Sprichwörter, was auf die Mitglieder der Prüfungskommission, die aus Soldaten und Arbeitern bestand, einen tiefen Eindruck machte. Er erklärte ergänzend, daß er der Bevölkerung des Ortes große Dienste erweisen könnte, falls man ihm die Möglichkeit geben würde, ungehindert zu arbeiten; da er zu allem auch über gute medizinische Kenntnisse verfüge und mit den wirksamsten Heilmethoden vertraut sei. — Nachdem er das «Examen» glänzend bestanden hatte, erhielt er die Erlaubnis, nach Petersburg zu fahren. Er mußte sich jedoch verpflichten, in Moskau Station zu machen und dort bei Trotzky persönlich vorstellig zu werden, um die endgültige Genehmigung für die Ausfuhr seiner Bibliothek zu erlangen.

Mit seinem «Ausweis als Gelehrter», dessen Reise im «Staatsinteresse» notwendig war, begab sich K. nach Petersburg. — Die Verhältnisse auf den Eisenbahnen waren zu jener Zeit geradezu unbeschreiblich. In den Abteilen, die für sechs Personen bestimmt waren, saßen mitunter sechzehn! Man fuhr stundenlang stehend im Gang, auf den Wagendächern und auf Puffern.

Der Augenblick, da K. Moskau erreichte und vor sich nur die Perspektive sah, im Kreml bei dem allgewaltigen Trotzky, der damals über Leben und Tod von Tausenden von «Burjuis» zu entscheiden hatte, zu erscheinen, dieser Augenblick war zweifellos der entsetzlichste seiner Reise. — Man kann sich vorstellen, mit welchem Gefühl K. das Vorzimmer des Gewaltigen betrat! Er wurde jedoch zum Glück statt von Trotzky selbst von dessen Sekretär empfangen, einem jungen Mann von knapp zwanzig Jahren, und nur der Unerfahrenheit und Unbildung dieses Jünglings hatte K. zu verdanken, daß auch im Kreml die Mähre von seinem Gelehrtentum geglaubt wurde. Er durfte seine Reise nach Petersburg ungehindert fortsetzen . . . und seine Bibliothek nach dem Süden bringen.

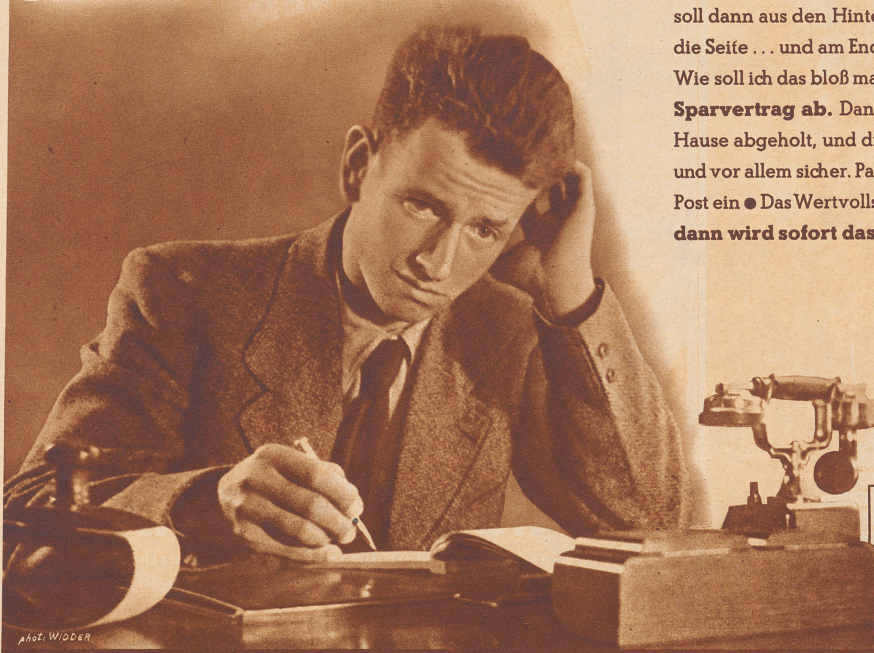
Seine Absicht bei dieser Reise war indessen natürlich eine andere. Sein Schwiegervater, der aus Petersburg bereits nach Ausbruch der bolschewistischen Revolution geflüchtet war, hatte in einer kleinen Kammer des mit dem Sohn gemeinsam bewohnten Hauses vier große Diamanten versteckt, und zwar in einem Ventilator, der ziemlich hoch oberhalb eines kleinen Fensters angebracht war. Er hoffte, bei seiner Rückkehr den Reichtum wieder vorzufinden und ihn irgendwie flüssig zu machen. Indessen war das Haus, wie die Familie K. erfuhr, von einem Kommissar besetzt worden, so daß die Wahrscheinlichkeit, die Steine zu retten, nur noch sehr gering war; doch in seiner Verzweiflung entschloß sich Herr K. trotzdem die Reise zu wagen, um sie zu holen.

Als er endlich vor seinem Haus stand, konnte er lange Zeit den Mut nicht fassen, hineinzugehen. Er blieb auf der anderen Seite der Straße stehen, ging dort auf und ab, stunden-, ja tagelang, in der Hoffnung, einem seiner früheren Bediensteten zu begegnen. Schließlich bemerkte ihn eines Tages der Portier, ein treuer Diener des Hauses seit mehreren Jahrzehnten, der K. noch als kleinen Jungen gekannt hatte. Dieser alte Mann kam auf seinen früheren Herrn zu, warf sich ihm vor Freude um den Hals und begann wie ein kleines Kind zu weinen, indem er über die furchtbaren Zeiten klagte.

Doch in dieser Zeit mußte man sich vor falschen Freunden und Verrätern in acht nehmen. Wie aufrichtig das Benehmen des Mannes auch scheinen mochte, wagte K. beim erstenmal noch nicht, ihm den wahren Zweck seiner Reise nach Petersburg zu verraten. Erst nachdem er aus den verschiedenen Äußerungen des Mannes entnehmen zu können glaubte, daß er mit einem ihm aufrichtig zugezogenen Menschen zu tun hatte, entschloß er sich endlich, ihm die Wahrheit zu sagen.

Der alte Mann wollte alles tun, was in seinen Kräften stand. Doch wie die Diamanten retten? — Die Schwierigkeit bestand vor allem darin, daß, um sie aus jener

Wenn das mit dem Sparen nur leichter wäre!



So ist das jeden Monat: ich nehme mir vor, etwas auf die Seite zu tun, — denn schließlich kann man doch, wenn man älter wird, nicht mittellos dastehen; oder man hat eine Familie und es müßte einem etwas passieren, was soll dann aus den Hinterlassenen werden? — Also ich lege 50 Franken auf die Seite . . . und am Ende vom Monat sind sie halt doch wieder verbraucht! Wie soll ich das bloß machen? ● Ganz einfach: **Sie schließen einen Vita-Sparvertrag ab.** Dann wird jede Woche ein kleiner Betrag bei Ihnen zu Hause abgeholt, und die Vita verwaltet ihre Einlagen denkbar zuverlässig und vor allem sicher. Paßt es Ihnen besser, so zahlen Sie monatlich durch die Post ein ● Das Wertvollste aber: sollten Sie unerwartet früh sterben müssen, **dann wird sofort das ganze Kapital, das Sie im Laufe der Jahre ersparen wollten, fällig,** ohne daß weitere Einlagen gemacht werden müssen. Kann man besser für die Zukunft sorgen? ● Schicken Sie uns den untenstehenden Kupon ein, dann erhalten Sie kostenlos und ohne jede Verpflichtung Auskunft.

V. CONZETT & HUBER / ZÜRICH 4

Generalvertretung für die Vita-Volks-Versicherung / Morgartenstr. 29

Unterzeichneter wünscht kostenlos und ohne jede Verpflichtung genaue Auskunft über die Vita-Volks-Versicherung

Z J 19

Name:

Adresse:

kleinen Kammer, wo sie versteckt waren, herauszuholen, dort unbedingt eine Leiter gestellt werden mußte. Der Raum war so klein, daß man außerdem dabei die Tür offen lassen mußte. Das unmittelbar daran anschließende Zimmer diente jedoch einem Kommissar als Büro. Er blieb dort mit seiner Sekretärin fast den ganzen Tag ununterbrochen. Der Portier hoffte aber, daß es ihm gelingen würde, sich der Hilfe des Mädchens zu versichern, das, wie er sagte, die Bolschewisten im Grunde haßte.

Schließlich war man sich über die Einzelheiten des Planes klar, und der Portier bat K., sich zunächst zu entfernen und dann zu einer bestimmten Zeit wieder zurückzukommen. — Trotz aller Beweise der Treue zitterte K. immer noch vor Furcht, verraten zu werden, als er zur verabredeten Stunde von neuem vor seinem Haus stand. Was, wenn der Mann sich doch noch als Verräter erweisen sollte?

Doch diese Befürchtung war, Gott sei Dank, ungerechtfertigt. Die Eingangstür, die K. mit Ungeduld beobachtete, wurde vorsichtig aufgemacht, der Portier trat auf die Straße, blickte sich nach allen Seiten um und näherte sich schließlich K. Er ließ unbemerkt ein kleines Päckchen in dessen Hand gleiten. . . K. bat ihn, als Belohnung zwei der Diamanten zu nehmen, doch dieser lehnte mit Tränen in den Augen ab. Er sei froh, der Familie seines früheren Herrn, von dem er nur Gutes gesehen, in dieser Weise helfen zu können.

Die Rückkehr nach dem Süden war nicht weniger beschwerlich als die Reise nach Petersburg. Wieder bei seiner Familie angelangt, beabsichtigte K. sofort die Suche nach einem Interessenten für die kostbaren Steine aufzunehmen. Das war damals nicht so leicht. Man konnte sie natürlich nur unter der Hand verkaufen und unter Wahrung der größten Vorsicht. — Als sich die Familie gerade über die Möglichkeiten des Verkaufs unterhielt, kam einer der Hausgenossen ins Zimmer gestürzt und verkündete mit bebender Stimme, daß wieder eine Haussuchung in Sicht sei. Auch in diesem Augenblick mußte K. unwillkürlich an Verrat denken. Doch es war keine Zeit zu Überlegungen. — Er hatte in Petersburg mit großer Mühe ein kleines Weißbrot erstanden, in jener Zeit ein kleines Wunder. — Das Brot lag auf dem Tisch, und daneben hatte K. auch das Päckchen mit den Diamanten hingelegt, da man sich noch nicht einig war über die Stelle, wo man sie vorerst verstecken wollte. Aber jetzt durfte keine Sekunde mehr verloren werden. Schnell entschlossen schnitt K. das Weißbrot in zwei Teile, nahm die Diamanten aus dem Papier und steckte sie in die eine Hälfte des zerschnittenen Brotlaibes. Dann lief er in den Garten und versteckte das Brot in alten Blättern unter einem Baum.

Die Haussuchung dauerte ungewöhnlich lange und verlief ergebnislos. Als K. daraufhin in den Garten trat, um das Brot mit den Diamanten zu holen, sah er zu seinem unbeschreiblichen Entsetzen, daß ein großer Hund, ebenso hungrig wie die Menschen, sich der Beute bemächtigt hatte. Er war gerade dabei, das letzte Stück zu verzehren, denn als K. an die Stelle kam, wo das Brot unter den Blättern gelegen hatte, fand er nichts mehr vor. Eine fürchterliche Jagd durch die ganze Stadt begann. Endlich hatte K. den Hund gefaßt, band ihn an eine Leine und war im Begriff, ihn nach Hause zu führen. Doch das starke Tier riß sich los und lief davon, diesmal in den nahen Wald. Die weitere Suche war ganz sinnlos, auch war sie gefährlich, denn der Hund gehörte einem Matrosen, der im Soldatenrat der Stadt eine große Stellung innehatte.

Im übrigen wurde K. später von wissenschaftlicher Seite darauf aufmerksam gemacht, daß es mit fast hundertprozentiger Wahrscheinlichkeit möglich gewesen wäre, die Steine zu retten, wenn man den Hund getötet hätte. Denn meistens bleiben solche festen Gegenstände im Magen viel länger, als man es im allgemeinen annimmt.

Doch K. hatte es nicht gewußt und konnte damals auch nicht an die Tötung des Tieres denken. So folgten wieder Wochen völliger Hoffnungslosigkeit.

Eines Tages begegnete K. auf der Straße einem alten Arzt, den er nur vom Sehen her kannte. Dieser hielt ihn jedoch an und sagte etwa das folgende:

«Man hat mich eben nach der Tscheka beordert. Wahrscheinlich will man mir wegen konterrevolutionärem Umtriebe den Prozeß machen. Sie wissen, was das bedeutet. Ich komme kaum lebend heraus. Da ich aber in keinem Falle will, daß die Mörder von meinem Geld profitieren, gebe ich Ihnen hiermit meine gesamten Ersparnisse. Es sind achtausend Rubel. Werde ich wieder entlassen, geben Sie mir das Geld zurück; wird man mich erschießen, so suchen Sie damit Ihrer Familie zu helfen.»

Der Arzt ging nach der Tscheka, die sich in der Nähe befand. K. konnte von seinem Balkon aus den ganzen Hof der furchtbaren Marterstelle übersehen. Kaum eine Stunde nach seiner Begegnung mit dem Arzt wurde er Zeuge einer entsetzlichen Szene. Der alte Mann wurde in den Hof geführt und völlig entkleidet. . . K. schloß in diesem Augenblick die Augen. Er hörte, wie mehrere Schüsse krachten. Als er die Augen wieder öffnete, lag der Arzt tot auf dem Pflaster des Hofes.

Eine grausame, unwahrscheinliche Schicksalsfügung! K. sah vor sich wieder eine Hoffnung, eine Zukunft. Ihn bewegte nur eine Gedanken: auf irgendeine Weise mit seiner Familie aus Rußland zu fliehen. Nach endlosen

Schwierigkeiten war es ihm schließlich gelungen. Seine Flucht gehört zu jenen zahllosen Tragödien, von denen nur russische Emigranten zu erzählen wissen.

Als die Familie in Konstantinopel ankam, begann wieder ein furchtbares Elend, denn die achtausend Rubel waren für die Flucht aufgebraucht worden.

Irgendwie gelang es jedoch K., sich eine kleine Summe zu verschaffen, die ihm eine Reise nach London ermöglichte. Denn er war in seiner Verzweiflung auf die Idee gekommen, in London die Firma zu besuchen, mit der sein Schwiegervater, der ein bekannter russischer Holzexporteur war, lange Jahre in Geschäftsverbindung gestanden hatte. Er hoffte, durch die Vermittlung der englischen Geschäftsfreunde seines Schwiegervaters irgendeine Beschäftigung zu finden.

K. erschien in London in einem unbeschreiblichen Zustande. Nicht allein daß er psychisch vollkommen herunter war, auch seine Kleidung sah ganz unmöglich aus, schlimmer als bei einem Bettler. Nur mit großer Ueberwindung entschloß er sich, die eleganten Büroräume der Londoner Importfirma zu betreten.

Als er eintrat und sich melden ließ, schwirrte plötzlich sein Name in der Luft. Alle flüsterten nur diesen Namen. Er ging von Mund zu Mund.

Es waren entsetzliche Minuten der Qual, diese Minuten des Wartens. Denn was konnte dieses Flüstern bedeuten? Natürlich machte man sich über sein unbeschreibliches Aussehen lustig.

Endlich bat man ihn zum Direktor. Dessen Begrüßungsworte verwirrten ihn vollständig:

«Wie wir uns freuen, Sie zu sehen! Kommen Sie, setzen Sie sich! Sie haben ja von uns noch viel Geld zu bekommen. . .»

Was war das? Träumte er? Nein, das war nur der letzte Akt eines märchenhaften Schicksals:

Die Bolschewiken hatten die ungeheuren Waldbestände des Schwiegervaters von K. beschlagnahmt. Zugleich damit auch eine große Partie fertiger Holzstücke, die bereits nach London verkauft war. Jeder Balken war wie immer mit einem «B.» (dem Anfangsbuchstaben vom Namen des Fabrikanten) versehen. Daran erkannte die Londoner Firma den Ursprung des Holzes, das die Sowjetregierung bezahlt haben wollte. Man lehnte die Forderung ihres Beauftragten ab, indem man erklärte, daß man den Betrag der Rechnung nur an den gesetzlichen Erben des verstorbenen Fabrikanten auszahlen würde. In diesem Falle war es Herr K. resp. die Familie seiner Frau.

Die Rechnung betrug 18 Millionen Goldfranken! Das Telegramm, das einige Stunden später von London nach Konstantinopel abging, war ein einziger Freudenschrei!



ROSE MILK
frimousse

Was macht den unwiderstehlichen Reiz der Spanierin aus? — Doch nur ihr matter, natürlich wirkender Teint!

Wenn Sie gefallen wollen, dann müssen auch Sie einen natürlich aussehenden Teint besitzen. Um einen solchen in kürzester Zeit zu erhalten, gibt es nichts Besseres als

ROSE MILK FRIMOUSSE
Große Tube Fr. 2.10 in Apoth., Coiffeurgeschäft, Drogerien · Parfümerie Gauthier, Montblanc 3110, Genève

Weiches Wasser- zarte Haut!



KAISER-BORAX

Hautpflege kann nie erfolgreich sein, wenn man sich immer wieder in hartem Leitungswasser wäscht und badet.

KAISER-BORAX
nimmt jedem Wasser sofort die schädliche Härte, macht es wundervoll weich, antiseptisch und schafft reine gesunde Haut.

Parfümiert und unparfümiert überall zu haben.